

Zeitschrift: Jahresbericht der Geographischen Gesellschaft von Bern
Band: 22 (1908-1910)

Artikel: Reise durch das Hinterland von Liberia im Winter 1906/07
Kapitel: Loma
Autor: Volz, Walter
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-322530>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. [Siehe Rechtliche Hinweise.](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. [Voir Informations légales.](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. [See Legal notice.](#)

Download PDF: 17.11.2024

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

viel Tabak und etwas Gemüse. Von einer Anhöhe aus gewahrten wir schliesslich das langersehnte berühmte *Loma*. Bevor wir uns hineinbegaben, wollten wir die Nachzügler abwarten und setzten uns deshalb am Eingangstore hin, wo wir einen Blick auf das vorbeifliessende Flüsschen hatten, über das eine miserable Brücke führt. Dann schritten wir durch die Tore des stark befestigten Einganges bergan und befanden uns in Loma.»

V. Loma.

«Wir waren enttäuscht. Schon in Yonni hatte man von Loma als einer Riesenstadt gesprochen, später ebenso Lomase, und in allen Ortschaften seit Bomaru war von Loma als der grössten Stadt des Innern von Liberia die Rede. Man erzählte sich Wunderdinge von dort. Die Stadt solle 24 Tore haben, und in ihr finde man Vertreter aller Stämme Westafrikas vereinigt. Es sollen hier Pferde sein und grosse Märkte würden abgehalten. Der Häuptling sei ein wirklicher König und verfüge über unendlich viele Weiber und Sklaven; kurz, nach all den vielen Berichten und Erzählungen machten wir uns auf eine Stadt von bedeutender Ausdehnung gefasst, ich dachte etwa an Kong oder Timbuktu. Was wir nun vor uns sahen, schraubte unsere Erwartungen bedeutend herab. An Stelle einer gross angelegten ausgedehnten Stadt ragten zwischen den Bäumen und über die hohen Palisaden eine Anzahl kegelförmiger Dächer, wenige grosse und zahlreiche kleine, etwa so, wie ich mir früher zu Hause ein Negerdorf vorgestellt hatte. Wir standen und staunten, aber statt über die Grösse der Ortschaft, über alle die Uebertreibungen, die man uns erzählt, und über unsere getäuschten Illusionen. Wir blieben lange auf dem Hügel¹⁾ und wunderten uns, dass das zirka 10 Jahre alte Loma, das durch geflohene Mendi aus dem Gumalande erbaut worden und das den südwestlich wohnenden Gola und den östlich hausenden Bele deshalb ein Dorn im Auge war, dass dieses grosse Dorf, wohl ein Dutzend Mal angegriffen und belagert, stets noch stand. 10 Mann mit modernen Hinterladern und einigen Brandraketen könnten die Stadt einnehmen.»

«Es ist eigentlich nicht nötig, eine Beschreibung des Platzes zu geben. Er unterscheidet sich nur durch seine relative Grösse

1) Nämlich dem Hügel vor der Stadt. Vergleiche diese Seite oben. A. d. H.

von allen Städten im Bandedgebiet, obschon Loma schon zum Beleland gehört. Die runden Häuser sind weitaus die zahlreicheren, und meist sind sie klein. Aehnliche grosse, runde Hütten wie etwa in Sambatahun, vermisste ich vollständig. Einige Häuser sind länglich, entweder viereckig oder mit abgerundeten Kurzseiten, also oval. Die Bauart unterscheidet sich kaum von dem, was ich früher sagte, nur sind bei den grössern viereckigen Häusern stets breite Sockel vorhanden, die stellenweise so breit werden, dass sie als Bänke oder zur Aufbewahrung irgend welcher Gegenstände dienen. Die zahlreichen Häuser (es würde ein vergebliches Unterfangen sein, sie zählen oder schätzen zu wollen) sind ganz unregelmässig zerstreut. Man sieht, es wurde kein Plan gemacht, was übrigens bei einer so durch und durch fatalistischen Bevölkerung auch nicht zu erwarten ist. Da eine Ausdehnung der Stadt nicht möglich ist, weil die Befestigungswerke daran hindern, und die Bevölkerung im Laufe der Jahre namentlich durch Zuwanderung aus andern Plätzen zunahm, so hat man überall, wo irgend ein freies Plätzchen vorhanden war, ein Hüttchen hingestellt. Deshalb berühren sich die Dächer sehr oft, und die Strässchen sind in den meisten Fällen nur enge Durchgänge. Jedoch gibt es mitten in der Stadt einen grossen viereckigen Platz, an den sich ein grösseres Bari und die Häuser der Häuptlinge anschliessen. Letztere sind in ähnlicher Art durch Mäuerchen verbunden, wie ich es für Kambahun beschrieben habe. Auf diesem Platze steht in der Mitte ein kleiner umfriedeter Raum, dem zwar der übliche Baum mit den Webervögeln fehlt, dagegen steht dort das stets vorhandene Wahrzeichen eines Hauptplatzes, ein aufrechtstehender Balken, auf dessen oberes Ende verkehrt ein meist eiserner Kochtopf gelegt wird. Da die ganze Bevölkerung, mit Ausnahme einiger handeltreibender Susu und eines Lederarbeiters vom Mandingostamme heidnisch ist, fehlen öffentliche Gebäude wie Moscheen ganz.»

«Als wir uns diesem Platze näherten, passierten wir einen kleinen Markt, wo ein paar Frauen einige Kleinigkeiten verkauften. Da war Ocro (Saubohnen), kleines Gemüse, sogar Kohlblätter, getrocknete Fische und kleine Krebschen, winzige frische Fischchen, Baumwolle und Salz. Der ganze Handel ist Tauschhandel. Geld habe ich seit Bonumbu keines mehr im Verkehr gesehen; die einzigen Geldstücke, nämlich französische Fünf-

frankenstücke und mexikanische Dollars werden als Hals- oder Armschmuck verwendet. Als Tauschwaren dienen Tabak, Tücher, Schnupftabak, Salz, Glasperlen u. a.»

«Wir brauchten nicht lange auf den Häuptling zu warten. Er kam sehr bald, reichte mir die Hand, und ohne das lange übliche Palaver führte er mich in das Innere seiner kleinen Festung, wo er mir eine Hütte zur Verfügung stellte. Vor derselben standen, an die Wand gelehnt, neun Gewehre, mit Ausnahme eines Peabody alles Vorderlader, z. T. noch mit Steinschlössern. Der Oberhäuptling heisst Kutubu und ist ein grosser, stattlicher Mann anfangs der Vierziger. Er und sein jüngerer Halbbruder Breimah beherrschen Loma; sie sind beide Neffen des Mendihäuptlings, welcher vor den Engländern aus Vahun (Gumaland) flüchtete und der Gründer der Stadt Loma war. Beide sind erprobte Krieger, und Breimah zeigt, wie viele Leute hier, deutliche Spuren früherer Kämpfe.»

«Da das mir angewiesene Haus zu klein war, bat ich Kutubu, mir ein grösseres anzuweisen, was er auch sogleich tat. Während wir das Haus bezogen, stellten sich zwei unheimlich aussehende Kerle mit schäbigen Filzhüten als Boten Kutubus an den liberianischen Präsidenten vor. Sie sollten in drei bis vier Tagen nach Monrovia gehen, um dem Präsidenten über die letzten Kämpfe Bericht zu erstatten, ihm als Geschenk ein Pferd zu überbringen und ihn um Sendung einiger Soldaten zu bitten. Obschon die Sache eigentlich grosse Eile hatte, mussten doch noch mehrtägige Palavers stattfinden, bevor die Boten abgehen konnten. Ich wurde angefragt, ob ich die Abfassung eines Briefes an Barclay übernehmen wolle und sagte zu, da ich dadurch gleich in die ganze Sache eingeweiht wurde. Solche Dienste finden die Eingebornen selbstverständlich und bringen sie nicht in Rechnung, ich aber habe für die kleinste Kleinigkeit zu bezahlen (in Waren natürlich). So geht es tagtäglich. Bald kommt Kutubu, bald Breimah, um, wie sie sagen, sich nach meinem Befinden zu erkundigen, aber bevor sie gehen, wünscht der eine dies, der andere das.»

«Da man beständig von Krieg und Kriegsgefahr redet, liess ich meine Boys in meinem Hause schlafen, wo sechs Betten sind, erhöhte, breite Lehmsockel, an Kopf- und Fussende bis gegen die Decke mit einem Mäuerchen versehen, oben durch ein dichtes Gerüst von Holz abgeschlossen. Die Vorderseite ist bis zum

Eingang mit einer Matte verkleidet, die des Nachts auch über den Eingang gezogen werden kann, so dass diese Bettstellen von allen Seiten gut eingemacht und selbst gegen Moskitos gut geschützt sind. Solche sind übrigens in all den Gegenden, durch die ich bis jetzt kam, äusserst selten und fallen nie lästig.»

«Da ich hier längere Zeit zu verweilen gedenke, um meine Karten ins Reine zu zeichnen und so viel als möglich über die Bele in Erfahrung zu bringen, so beginnen wir, uns häuslich einzurichten. (18. Januar.) Nachmittags machte ich einen kleinen Abstecher nach Süden, wo wir ebenfalls einen sehr stark befestigten Eingang, auch mit 11 Toren, vorfanden, der ziemlich steil abwärts zu einem Sumpf führt, den man erst durchschreiten muss, um jenseits wieder einen Abhang emporzuklimmen. Hier befindet sich ein grosser, freier Platz, der sogenannte Korbangi, wo sich die Krieger vor dem Feldzuge versammeln. Von hier aus führt der Weg durchs *Golaland*, das Land der ärgsten Feinde von Loma, nach *Boporu*, wo man in zirka fünf Tagen anlangt und von dort nach *Monrovia*, was wieder vier Tage in Anspruch nimmt. Die Aussicht von Loma nach Süden wird durch die lange Kette der *Bambui-Berge* abgeschlossen. Der Weg vom Korbangi zu einem niedrigen, nur aus Palmzweigen gefertigten Tore, das nach den Gola-Country führt, ist rechts und links auf grässliche Weise dekoriert. Hier befinden sich nämlich einige 20 gebleichte Menschenschädel, die auf Stöcke befestigt sind, welche man in langer Reihe in den Boden gesteckt hat. Diese fürchterliche Allee bildet eine Abschreckung für zukünftige Golaefälle. Der Kampf, in dem die Leute fielen, hat vor ein paar Jahren stattgefunden. Wie lange es her ist, konnte ich nicht mit Sicherheit erfahren, da die Leute absolut keine Zeitrechnung zu haben scheinen trotz der ausgesprochenen Jahreszeiten. Die Lomaleute, welche erst ausserhalb der Stadt gekämpft hatten, mussten sich nämlich nach und nach zurückziehen, und selbst drei der Tore fielen den Gola in die Hände, doch neigte sich der Sieg schliesslich doch den Lomaleuten zu. In der Umgebung dieser Tore gibt es, wie auf der andern Seite der Stadt, ausgedehnte Tabak- und Baumwollfelder.»

«In der Stadt gibt es auch zwei Pferde, einen braunen Hengst und eine weisse Stute. Beide sehen gut aus. Der Zügel ist nur einseitig, aber am Zaum, der aus einer Stange besteht, ist noch ein Zügel angebracht, der dem Pferde über den Hals

läuft und satt anliegt. Ein Sattelzeug fehlt, hingegen sind am Halse mehrere Glocken angebracht. Die Tiere werden mehrmals täglich bei meinem Hause vorbei zur Tränke geführt. Bei den Toren muss aber der Reiter absteigen, da dieselben zu eng und niedrig sind.»

«Man sollte nicht glauben, dass hier die *Sklaverei* besteht, und doch ist es so. Trotzdem die Häuptlinge und das Volk wissen, dass sie zu Liberia gehören, besteht die Sklaverei fort wie seit alten Zeiten. Doch fällt sie nie auf, und der Korporal, obschon aus dem Lande stammend, ist nicht imstande, einen Freien von einem Sklaven zu unterscheiden, da keinerlei äussere Merkmale vorhanden sind. Natürlich fällt den Sklaven die Hauptarbeit zu, aber ich habe viele freie Leute und selbst Unterhäuptlinge arbeiten sehen. Auch am Kampfe beteiligen sich beide Stände gemeinsam. Sklavenmärkte gibt es nicht — es sollen solche im Bundeland, bei Pandeme, stattfinden — und es dürfte sehr selten sein, dass Sklaven überhaupt verkauft werden. Sie dürfen das Land nicht verlassen, aber das ist auch den Freigebornen nicht gestattet ausser mit ausdrücklicher Erlaubnis des Häuptlings, der ein Interesse daran hat, ein möglichst zahlreiches Volk zu beherrschen. So scheint mir der einzige Unterschied, der diese Hörigen — der Name ist besser als «Sklaven» — auszeichnet, der zu sein, dass sie nicht die Häuptlings- oder Unterhäuptlingswürde bekleiden können.»

«Die Bewohnerschaft von Loma ist zum grössten Teil aus Bande, Mendi und Bele zusammengesetzt. Zwischen ersteren und letzteren kann ich kaum einen Unterschied herausfinden; dagegen tragen die Mendi meist das Haar kurz, während andere die früher beschriebenen, tollen Frisuren zur Schau tragen. Man sieht hier sowohl die hohen Haarkiele als auch die Hörner, und viele tragen die Haare beständig in Tücher eingewickelt wie Mendi- oder Kreolenweiber; andere besitzen Frisuren aus zahlreichen kleinen Zöpfchen, die oft auf beiden Kopfhälften ganz verschieden sind und dem Gesichte dadurch ein unsymmetrisches Aussehen verleihen. Von den Kleidern ist zu sagen, dass sich hier der öftere Verkehr mit der Küste deutlich bemerkbar macht. Es werden sehr viel europäische Baumwollstoffe getragen; Häuptling Breimah besitzt einen früher sehr hübsch und elegant gewesenen Ueberzieher; viele tragen schäbige Filz- und verwahrloste Strohhüte, und auf dem Wege traf ich einen Mann

mit einem echten Frack von gutem Schnitt, wozu nun freilich das schmale Tuch zwischen den Beinen durch nicht recht passen wollte.»

«Ueber den Einfluss der liberianischen Republik macht man sich in Europa und noch in der Sierra Leone, ja selbst in Monrovia, einen falschen Begriff. Ich hatte gelesen und von zahlreichen Europäern gehört, ein solcher Einfluss mache sich, mit Ausnahme der Unterläufe der Flüsse, wo die Strecke bis 60 Kilometer betragen möge, nicht über eine Küstenzone von 40 Kilometer Breite hinaus bemerkbar. Und falls die Liberianer es versuchen sollten, weiter nach Norden zu gehen, würden sie bald auf den Widerstand der eingebornen Häuptlinge stossen, welche die Liberianer hassten und mehr den Engländern oder Franzosen zuneigten. Dem ist nun aber gar nicht so. Liberia hat mit fast allen Stämmen des Innern Abkommen getroffen, wonach sich dieselben unter liberianische Oberhoheit begeben und soviel wie möglich zusammen im Frieden leben, die Verkehrsstrassen offen halten und den Handel fördern. Direkt unter liberianischer Herrschaft sind aber nur wenige Stämme, so z. B. die Vey und die Stämme um Boporu, Ine und, wie wir gesehen haben, auch die Guma. Sie wählen ihre Häuptlinge, die aber durch Liberia bestätigt werden müssen, sie zahlen Kopfsteuer und unterhalten die Wege, sie führen endlich als äusseres Zeichen die liberianische Flagge. Das ist bei den Vassa, den Luhassu, Fassabu, Mambuna, Ban, die alle zum grossen Bandestamme gehören, nicht der Fall, ebensowenig wie bei den Gola, Bele, Busi u. a.; doch wissen alle diese, dass sie zu Liberia gehören und dass die Häuptlinge unter dem Präsidenten stehen. Sie alle wählen ihre Häuptlinge selbst, d. h. die Würde vererbt sich meist von Bruder zu Bruder und, wenn auch der letzte gestorben, auf den ältesten Sohn des ältesten Bruders. Daraus erklärt es sich, dass die Häuptlinge meist ältere Männer sind, worin übrigens Loma eine Ausnahme macht. Die Häuptlinge senden gelegentlich Gesandtschaften nach Monrovia, und von dort werden manchmal Kommissäre, wie z. B. Lomase, ins Innere geschickt, welche, da von gleicher Farbe und meist Sitten und Sprache der Leute kennend, fast besser mit ihnen auskommen als Weisse. Doch missbrauchen sie, wenn sie die Gewalt in Händen haben, dieselbe oft in einer solchen Weise, wie es der Europäer wohl kaum tun würde, wenigstens in keiner

der vielen Kolonien, die ich bisher besuchte. Dass die Behauptung, der Eingeborne stehe lieber unter weissem als unter schwarzem Regimente, nicht durchweg zutrifft, zeigt die Tatsache, dass momentan an der Nordgrenze Liberias, südlich von Beyla, die dortigen Stämme heftig gegen Frankreich kämpfen, während sie es ruhig zulassen, dass sich mitten unter ihnen eine kleine liberianische Garnison festgesetzt hat.»¹⁾

«Gegen den Abend des 20. Januar kam Häuptling Kutubu zu mir und teilte mir mit, morgen werde Krieg sein. Es sei ein Bote aus *Jene* eingetroffen, der die Meldung gebracht habe, die Bele werden morgen Loma angreifen, und er bat mich, meine Waffen in stand zu setzen. Um 7 Uhr etwa ging der Ausrufer durch die Stadt und verkündete brüllend, alle Männer müssten sich auf dem grossen Dorfplatze versammeln. Ich begab mich mit dem Korporal ebenfalls dahin, wo man uns beim Häuptling einen langen, niedrigen Schemel als Sitz bot. Rings um den Platz sassen oder kauerten die Krieger, und stets neue strömten herbei. Im ganzen mögen über 200 Mann dort gewesen sein; jeder trug zum mindesten ein Schwert bei sich, viele aber auch Dolche und Speere, und jedenfalls über 50 hatten Gewehre. Wäre es Tag gewesen, so müsste das Ganze einen sehr malerischen und kriegerischen Eindruck gemacht haben.»

«Mehrere Trommeln und andere Musikinstrumente waren in Tätigkeit, als plötzlich der Ausrufer wieder vortrat und Ruhe gebot, die auch sofort entstand. Kaum war alles verstummt, als mit ein paar Schritten ein Mann in das grosse Viereck trat und mit dürren Worten erklärte, morgen werde man kämpfen. Dann wandte er sich und trat zurück, und hundert Kehlen begannen zu schreien und zu brüllen. Dann erhob sich ein hagerer Mann vor mir, riss sein Schwert aus der Scheide und stürzte sich mitten auf den Platz. Nun trat wieder Ruhe ein, und nachdem der Betreffende, einer der angesehensten Krieger, einen wilden Kriegstanz aufgeführt und auf alle vier Seiten des Platzes Scheinangriffe gemacht, hielt er eine grosse Rede, in welcher er alle Anwesenden zum Kampfe aufforderte und begeisterte. Als er geendet hatte, stürzten etwa 20 jüngere Leute auf ihn

¹⁾ Man vergleiche mit diesen Ausführungen, wie Volz später, als er in jenen Grenzdistrikten angekommen war, über diesen Punkt urteilt.

zu, knieten vor ihm nieder und, seine Füße berührend, huldigten sie diesem alten Kampfhahn. Noch traten mehrere Redner auf, heftig gestikulierend und die einzelnen Sätze abgebrochen und laut hervorstossend, dann war die Versammlung, zu der uns der Mond leuchtete, geschlossen. Ich machte dem Häuptling und seinen Unterhäuptlingen noch meinen Standpunkt klar, indem ich auf den friedlichen Charakter meiner Mission hinwies, mich zur Verfügung stellte, aber es ablehnte, den Feind zu verfolgen oder an einem Feldzug ins Beleland teilzunehmen. Kutubu sah das ein; er wünschte, ich möchte während eines eventuellen Kampfes neben ihm sein, denn ich würde unmöglich Freund und Feind unterscheiden können, und damit hatte er vollkommen recht. Unterdessen hielten nicht nur an den Toren, sondern auch draussen im Busch gegen das Beleland zahlreiche Krieger Wache; es geschah aber in der Nacht nichts Besonderes.»

«Hingegen teilte mir Kutubu andern Tags mit, wenn morgen nicht gefochten würde, so sei für fünf Tage Ruhe, da ein von Mohammedanern gemachtes Gesetz befehle, es dürfe nur Montag und Dienstag gefochten werden, nicht an den übrigen Tagen. Dies ist nun eine sehr vernünftige Einrichtung bei all dieser unvernünftigen Kämpferei, die den Leuten doch gestattet, in Ruhe die Felder von Mittwoch bis Sonntag zu besorgen. In der Nacht war beständig Lärm; Trommeln und Aufzüge, Gelächter und Geschwätz. Man hätte aus all der Fröhlichkeit eher auf das Ende als auf den Anfang eines Krieges schliessen können. Während der Nacht wird übrigens nie gefochten, wie man mir sagt deshalb, weil man Freund und Feind nicht unterscheiden könne. Doch dürfte dabei auch der Aberglaube eine grosse Rolle spielen.»

Für Dienstag den 22. Januar verzeichnet Volz: «Heute herrscht ungewöhnliches Leben in Loma. Alle Männer sind an der Arbeit, um die da und dort schadhaften und altersschwachen Palisaden zu erneuern. Von allen Seiten trägt man Bauholz und grosse Lianenbündel herbei. Wenn das Holz über Armsdicke besitzt, so wird es mittelst Holzschlägeln und Holzkeilen gespalten. An der einen Palisade fand ich 130 Mann arbeitend, und viele trugen Holz herbei oder arbeiteten anderswo; eine Anzahl ist stets auf Wache und, da heute eventuell noch gefochten wird, auf Patrouille gegen Borussu, der Stadt des

feindlichen Belehauptlings. Am Morgen hatte eine allgemeine Versammlung stattgefunden, in welcher der Vorschlag gemacht wurde, dass, falls die Bele heute nicht kommen sollten, man nächste Woche nach Borussu ziehen wolle. Doch wurde vorläufig davon abgesehen, da erst dem liberianischen Präsidenten Nachricht gesandt werden soll.»

Volz war dazu ausersehen, diesen Brief zu schreiben, und Kutubu begab sich mit Gefolge zu ihm. Vor der Abfassung des Schreibens sollten Volz und Brggs schwören, nichts Nachteiliges für Loma zu tun und nur das zu schreiben, was man ihnen sagte. Die Schwurzeremonie verdient erwähnt zu werden. «Brggs hatte sich erboten, für mich schwören zu wollen, aber da ich sah, dass Kutubu und die andern Häuptlinge lieber wollten, wenn ich selber schwöre, so erklärte ich mich vorlauterweise einverstanden. Man brachte nun einen Gin-Krug, in dem ein langes Stäbchen steckte, mit dem man einen braunen, höchst unappetitlich aussehenden und ebenso riechenden, senfartigen Brei herausfischte und dem Schwörenden ein Quantum auf die rechte Handfläche strich. Nachdem man versichert hatte, nur die Wahrheit sagen und tun zu wollen, musste man diese Schmiere abschlecken.» Volz konnte sich nicht dazu entschliessen, und nach langem Hin- und Herreden schluckte Brggs für ihn und sich die doppelte Ration, und Kutubu begnügte sich von seiten Volzens mit einem Handgelübde. Dann erzählte man endlich mit vielen Umschweifen und Wiederholungen die von Volz zur Orientierung verlangte Vorgeschichte des gegenwärtigen Krieges.

«Vor einigen Monaten war ein liberianischer Kommissär und ein Mohammedaner als Abgesandte der liberianischen Regierung in die Gegend gekommen, und sie hatten an alle Häuptlinge in der Runde ein weisses Tuch gesandt als Zeichen des Friedens. Alle Häuptlinge hatten zu diesem Tuch, wenn es wieder an den Kommissär zurückging, ebenfalls ein weisses Tuch gelegt und damit ihrer Friedensliebe Ausdruck gegeben. Auch Degra, der Häuptling von Borussu, etwa eine Tagereise nordöstlich von Loma, war zunächst einverstanden, wenn den ewigen Kriegen endlich ein Ende gemacht werde. Daraufhin einigte sich Kutubu mit ihm dahin, sie wollten beide zum Zeichen des Friedens und zur Wiedereröffnung guter Beziehungen den Weg zwischen Loma und Borussu reinigen, d. h. von darüber gefallenem Bäumen und von Gras befreien, und zwar sollte

jede Partie dies tun bis zu einer Stelle, wo früher die Stadt Mafondo lag, also etwa bis zur Hälfte der Entfernung. Dorthin sollte an einem bestimmten Tage jede Partei zwei schwarze Hühner bringen, die man zum Zeichen des Friedens hier schlachten wollte. Die Lomaleute waren an dem betreffenden Tage zur Stelle, nicht aber Degra und die Seinigen. Dies vernahm der Kommissär der Regierung, sandte sofort drei Boten mit einer liberianischen Flagge zu Degra, ihn auffordernd, Frieden zu halten. Degra legte die drei sogleich in den Block, und von der liberianischen Flagge behauptete er, man könne damit nicht einmal ein Huhn kaufen. Dann sammelte er während fünf Tagen seine Krieger, stellte dieselben auf einem Platze auf, liess die drei im Block befindlichen Boten kommen und, auf seine Bewaffneten zeigend, sagte er: «Die Liberianer haben Macht über die Küste, nicht aber hier. Ich, Degra, bin Häuptling dieses Landes und nicht Euer Präsident. Geht und sagt ihm das.» Dann wurden sie aus dem Block befreit und entlassen, während Degra nach Loma zog. Dort fand am 14. Januar 1907 ein Treffen statt, dessen ganzes Resultat die Gefangennahme dreier Bele war, welche man nach Loma brachte, wo sie Medizin bekamen und schwören mussten, von nun an zu Loma zu halten.»

«Dies alles hatte ich dem Präsidenten Barclay zu schreiben und ihn zu bitten, so schnell wie möglich so viele Soldaten als anginge zu senden, nebst 100 Gewehren, Pulver, Kugeln, Zündhütchen und Patronen, sowie einen Revolver für Kutubu. Als Gegengeschenk sandte er ein Pferd, einen Elefantenzahn und ein weisses Tuch als Zeichen seiner friedlichen Gesinnung gegen Liberia.»

Folgenden Tags «kamen Boten aus den mit Loma befreundeten Plätzen Kambahun und Sambatahun und meldeten von einem Ueberfall einiger ihrer Leute durch Bunde aus Pandeme. Dreizehn Mann waren in den Busch gegangen, um Gummi zu suchen, als sie von einer Bundeherde überfallen wurden, wobei drei der Angegriffenen getötet, die übrigen zehn gefangen wurden. Daraus ist auf einen Einfall der Bunde zu schliessen, und da dieser Stamm mit den Bele befreundet ist, so haben also die Bande von Kambahun bis Loma die Bunde und Bele gegen sich. Kutubu will sich nun noch erkundigen, wie es um den Krieg steht, um eventuell einige Krieger zur Unterstützung seiner Freunde zu senden».

Neben den erwähnten Diensten als Sekretär setzte Volz unter vielen Hindernissen seine Erkundigungen über Land und Leute fort. «Es ist schwierig,», schreibt er, «von den Leuten über die Dörfer und Länder, Flüsse und Berge der Umgegend Auskunft zu erhalten, da sie immer etwas wittern, was ihnen schaden könnte. Aber es ist auch ebenso schwierig, wenn sie endlich darauf eingehen, sich zu verständigen. Es fehlt diesen Menschen die Fähigkeit, eine primitive Karte herzustellen oder sie zu verstehen. Die Malayen haben jeweilen sehr hübsch, klar und sogar proportioniert unter Berücksichtigung der Himmelsrichtungen mit Streichhölzern oder Steinchen die prächtigsten Karten hergestellt, an die man sich unbedingt halten konnte. Diese Neger sind dazu nicht imstande, und wenn ich ihnen, gleichsam als Schulbeispiel, einen Weg, der uns beiden bekannt ist, aufzeichne, so passen sie nicht auf, gucken zur Seite oder unterhalten sich zusammen. Es ist deshalb jeweilen ein eigentliches Unternehmen, sie über die Geographie der Umgebung auszuforschen.»

Von Loma bis Boporu gibt Volz auf Grund solcher Erkundigungen folgendes Ortschaftenverzeichnis:

Bele-Country	{	<i>Loma</i> Gegbelahun Bakimu Godjande Diala
Tumo-River (mündet in die Loffa)		
Gbesse-Country	{	Mbaflita Mbota Bangga Silikai Jañ Morakore Belpahun Bange (verlassen) Gambuta » Sapima » <i>Boporu</i>

Angesichts des latenten Kriegszustandes des Landes trat die Frage an Volz heran, ob er von Loma zur Küste zurück-

kehren solle. Er schreibt darüber: «Ich könnte nun von hier nach Monrovia gehen und hätte dadurch Boporu als einen Fixpunkt zur Kontrolle meiner Aufnahmen. Das Resultat, das ich dadurch nach Hause brächte, wäre immerhin beachtenswert, denn wir erhalten durch die Beschreibung der von mir besuchten Gegenden doch Einblick in ein gutes Stück von Liberia, das bisher völlig unbekannt war. Eine Heimkehr läge auch in meinem eigenen Interesse, denn ich fühle mich zeitweise nicht sehr wohl. Einen guten Grund mehr, an die Küste zu gehen, bilden die Kriege, die überall herrschen, die Strassen unsicher machen, das Engagement von Trägern erschweren und Nahrungssorgen verursachen. In das eigentliche Herz des Bele-Landes, von hier nach Nordosten, zu gehen, ist unmöglich. Nicht nur die nächste Stadt dort, Borussu, liegt mit den von mir bisher besuchten Ortschaften in Streit, sondern auch die nordwärts gelegenen Gebiete, die Städte Fissabu, Zolu etc. Ferner werden wir, um das französische Territorium zu erreichen, wie man mir sagt, eine eigentliche Kriegszone passieren müssen, da die Leute von Bussadu oder Bussamai, zum Bundestamm gehörend, mit den Franzosen kämpfen. Wenn ich trotzdem, ungeachtet dieser Schwierigkeiten, die einmal vorgenommene Route fortsetze, so geschieht dies einesteils aus Interesse an jenen zum Teil ganz, zum Teil noch wenig bekannten Gebieten, andernteils meiner angeborenen Starrköpfigkeit wegen.»

In Loma begannen inzwischen kleinere Schwierigkeiten in der Verpflegung. Es war kein Fleisch aufzutreiben, und die Hühner waren selten geworden, da kurz vorher viele an einer Epidemie eingegangen waren. Auch Requisitionsreisen in die benachbarten Orte Gatema und Konesun waren erfolglos. Jagdbares Wild war aber, zumal in der Umgebung der Städte und Dörfer, sehr selten. Für grössere Jagdausflüge, auch auf Elefanten, die in der Nähe vorkommen sollten, waren die Verhältnisse zu unsicher und wollten Volzens Begleiter keine Verantwortung übernehmen. Wohl aber erhielt Volz im Tauschhandel allerhand Gemüse, auch etwa Fische, zumal Welse. «Als Geld dienen hier allgemein die Eisenstäbchen; 100 derselben sind an Wert einer Kuh oder einem männlichen Sklaven, 120 einer Sklavin gleich. Eigentümlicherweise sind hier die Oelpalmen sehr selten. In der Umgebung der Stadt habe ich überhaupt keine gesehen. Kokospalmen fehlen ebenfalls wie dem ganzen Innern.»

Am Sonntag den 27. Januar 1907 konstatiert Volz, dass er nun schon vor einem Monat Freetown verlassen habe und mehr als acht Tage in Loma liege. «Heute ist ebenfalls ein Monat verflossen seit dem letzten Regenfall. Die Witterung ist zwar etwas verändert. Oft haben wir fast den ganzen Tag bewölkten Himmel, an andern Tagen, aber erst seit kurzem, sieht man gegen Abend grosse Wolken vor der Sonne vorbeiziehen, und manchmal macht es den Eindruck, als ob ein Gewitter kommen wolle. In den Feldern werden gegenwärtig die ersten Vorbereitungsarbeiten gemacht. Das Gras und niedrige Gebüsch zwischen den Bäumen und dem höhern Buschwerk wird entfernt, wo man später ein Reisfeld anlegen will. Die ganze Art des Reisbaues hier im Innern entspricht fast vollständig dem sog. Ladangbau¹⁾ in Sumatra. Nur wo der Boden sumpfig ist, wird «Sawahbau» getrieben. Künstliche Bewässerung findet nirgends statt. Jedoch gehen die Frauen gegen Abend mit Kesseln oder grossen Kalebassen nach den frisch angelegten Tabakfeldern, um die jungen Pflänzchen zu begiessen. Bei grössern Pflanzen wird dies gänzlich unterlassen, was vielleicht ein Grund dafür ist, dass dieser Tabak, wenn er 30—40 Zentimeter Höhe erreicht hat, zu blühen beginnt. Die Blätter werden daher nicht sehr gross.»

In Loma begann Volz die Aufnahme eines vergleichenden Vokabulariums des Mende, Gbesse, Bande, Bunde und Bele. Die ersteren vier beherrschte sein Korporal Brggs, für die letztere engagierte er eine ältere Frau, und in täglichen mehrstündigen Sitzungen wurden, nicht ohne Schwierigkeiten infolge der Beschränktheit und Schwatzhaftigkeit des Korporals, jeweilen 60 bis 70 Worte aufgezeichnet. Bei dieser Gelegenheit erhielt Volz Mitteilungen über den Kannibalismus der Bele und benutzte die Gelegenheit, einen in Loma ansässigen Sklavenschlächter auszufragen, der folgendes berichtete: «Es werden nur männliche Personen gefressen, da die Weiber bitter sein sollen; es soll aber auch bittere Männer geben. Knaben können unter

¹⁾ Unter «Ladangbau» versteht man eine ein- oder zweimalige Reispflanzung auf frisch gerodetes Urwaldland (malaiisch: ladang oder huma), im Gegensatz zu dem dauernden, gut bewässerten «Sawah»-Reisfeld. — Auf Java ist der Ladangbau als ein Raubbau und wegen der mit ihm im Zusammenhang stehenden Entwaldung durch strenge Verbote sehr eingeschränkt worden. A. d. H.

Umständen ebenfalls verzehrt werden, wenn sie irgend ein schweres Verbrechen, einen Mord z. B., begangen haben. Doch ist dieser Fall selten, und das Fleisch junger Leute soll an Wohlgeschmack demjenigen eines Erwachsenen nicht ebenbürtig sein. Am besten sollen alte Männer schmecken. Die meisten Opfer sind im Kriege gefallene Feinde. Ist ein Gefecht zu Ende, so werden diese gesammelt, in Rückenkörbe gepackt und nach Hause gebracht. Es kommt jedoch auch vor, dass ein einem feindlichen Stamme Angehöriger, selbst wenn nicht Krieg ist, etwa im Walde überfallen, erstochen oder erschossen und dann verzehrt wird. Obschon Loma eigentlich eine Mendistadt ist und durch Mendi gegründet wurde, haben sich doch zahlreiche Angehörige anderer Stämme hier angesiedelt, und die Zahl der hier wohnenden Bele ist ziemlich erheblich. Als der Mendi-häuptling Baurumeh, der Onkel Kutubus, Loma gründete und erst mit den Golas Krieg führte, sandte er erschlagene Gola-krieger den im Osten wohnenden Bele, welche sie dankbar annahmen und frassen. — Ein zu verzehrender Körper wird nicht in das Innere der Stadt gebracht, sondern ausserhalb der Tore und Palisaden gegessen. Doch gilt als strenges Gesetz, dass ausser jenen Teilen, welche dem Häuptling zufallen, nämlich beide Hände, beide Füsse, die Rippen, Leber, Herz und Lunge, der übrige Körper nicht verteilt wird. Er wird zerlegt, und nach dem Kochen wählt sich jeder seinen Teil und schneidet davon ab, soviel er zu haben wünscht. Für das Kochen und Verzehren wird meist ein Platz in unmittelbarer Nähe der Umzäunung, aber stets ausserhalb derselben, gewählt. Einer der Männer zerlegt den Körper in mehrere grosse Teile. Die Gedärme werden weggeworfen. Stücke mit Haut werden über die Flammen gehalten, um allfällige Haare abzusengen, und zwar so lange, bis sich die Haut abzuschälen beginnt. Das Fleisch des Menschen sei schön rot. Hierauf wird alles in einen gemeinsamen grossen Kessel gelegt, Wasser zugegeben und gekocht. Da das Menschenfleisch sehr scharf sei, wird kein Salz zugefügt, und es wird auch nie solches Fleisch mit Palmöl gebraten. Der Kopf wird nicht in den Kessel getan. Er gehört den Alten beiderlei Geschlechts. Denn am Frasse dürfen ausser den erwachsenen Männern auch jene Weiber teilnehmen, die das Alter mit grauen oder weissen Haaren geschmückt hat. Säugenden Müttern namentlich ist die Teilnahme an dieser Mahl-

zeit strenge untersagt. Der Kopf nun, der einen Hauptleckerbissen der Alten bildet, wird auf folgende Weise behandelt:

Man verstopft mit kleinen Pflöcken aus den Blattschäften der Oelpalme, die zähe und zugleich elastisch sind, die beiden Nasenlöcher, indem man diese Pflöcke kräftig hineintreibt. Wahrscheinlich wird bei dieser Manipulation der Schädel nach dem Gehirn zu durchschlagen. Hierauf legt man den Kopf mit den Haaren nach unten auf das Feuer und lässt ihn dort so lange, bis die Kopfhaut versengt und der weisse Schädel zum Vorschein kommt. Dass dies nach einiger Zeit wirklich eintritt, habe ich seinerzeit bei einer Leichenverbrennung in Bangkok selbst beobachtet. Ist man so weit, so werden die beiden Pflöcke mit Gewalt aus den Nasenlöchern gerissen, worauf ein Teil der Gehirnmasse nachströmt. Diese gilt als grosser Leckerbissen. Auch die Fleischteile des Kopfes werden nun geröstet und von den Alten verzehrt. — Ist das Fleisch im Kessel gar geworden, so wird es herausgenommen und ausser jenen Teilen, die dem Häuptling zufallen, auf einer grossen Schüssel oder auf grossen Blättern zuhanden der Anwesenden ausgebreitet. Die Brühe im Kessel, die sehr wohlschmeckend sein soll, wird mit Reis genossen. Jeder Teilnehmer an der Mahlzeit ist mit einem kleinen Messer versehen, mit welchem er sich die ihm zusagenden Teile abschneidet. Beim Essen selbst werden besondere Gebräuche befolgt. So ist es z. B. unstatthaft, von einem Stück Fleisch, das man essen will, abzubeissen bzw. abzureissen¹⁾, weil es dadurch geschehen könnte, dass die Lippen damit in Berührung kämen, was unstatthaft ist und weil die Leute glauben, beim Abreissen mit den Zähnen könnten letztere Schaden nehmen. Man isst deshalb so: Ein Quantum des zu verzehrenden Fleisches wird zwischen die Zähne gelegt, dann sperrt man die Lippen auseinander und schneidet mit dem kleinen Messer über den Zähnen durch. Es ist also eine komplizierte und wenig schöne Art des Essens und gibt der ganzen Szene etwas besonders Widerwärtiges. Was den Geschmack anbetrifft, so sei das Menschenfleisch mit keinem Tierfleisch zu vergleichen; es übertreffe alles andere an Wohlgeschmack und Zartheit, so dass, wenn man einem Beleg irgend

1) Fleisch wird von Negern nie gar gekocht, sondern nur oberflächlich gesotten, da die Gier, es zu verzehren, zu gross ist, um lange genug warten zu können.

eine Fleischart und daneben Menschenfleisch anbiete, er sich selbstverständlich für das letztere entscheide. Auf die Frage nach den Gründen dieser Gewohnheit wurde gesagt, Gott habe die Bele so gelehrt, zudem schmecke das Fleisch eben sehr gut. Während eines Krieges kommt es auch vor, dass gelegentlich eine kleinere Anzahl befreundeter Männer einen Leichnam unterschlägt und ihn nicht zur Stadt bringt und dass wenige Männer heimlich im Wald einen Gefallenen verzehren. Auch soll es vorkommen, dass Männer, welche zusammen im Walde sind, um z. B. Gummi zu sammeln, einen andern, den sie hier treffen, ermorden und fressen. Die Knochen werden abgenagt, liegen gelassen oder ins benachbarte Gebüsch geworfen. Im Osten des Belelandes gibt es nach den Aussagen meiner Gewährsleute noch zwei kannibalische Stämme, die Tubu und die Gbali. Um zu ihnen zu gelangen, hat man vom Beleland aus folgende Stämme zu besuchen: Bele, Bubu, Siama, Wawa, Tubu, Djapa, Gbali.»

Ein Ausflug in östlicher Richtung führte Volz in das benachbarte *Dundusu*. Vor der Ortschaft «kamen wir zu ein paar mit Granitstücken umrahmten Gräbern. Daneben stand eine niedrige kleine Hütte, völlig aus Palmblättern und Gras gebaut, mit einer sehr kleinen Türe, aus einem Brett mit abenteuerlichen roten und schwarzen Ornamenten bemalt, bestehend. Es war die «Dorfmedizin», wie man mir sagte, ein von herumziehenden Mandingos erbauter Fetisch, der das Dorf vor allerlei Gefahren schützen sollte. Dundusu selbst ist ein kleines Dorf, besitzt aber doch seine Palisaden und beidseitig sechs Tore, die ebenfalls Tag und Nacht bewacht sind. Jedenfalls kostet der Unterhalt derselben den wenigen Männern viele Arbeit, und teilweise waren die Befestigungen in ziemlich schlechtem Zustand».

«Bei der Rückkehr sahen wir in der Umgebung von Loma Fussangeln. Ziemlich grosse Landkomplexe waren mit 10—15 Zentimeter langen, ein- oder beidseitig zugespitzten Pflöcken von Bambus oder hartem Holz besät. Man hatte dieselben mit senkrecht emporgerichteter Spitze nebeneinander in den Boden gesteckt, dass zwischen den einzelnen nur 10—20 Zentimeter Abstand war. Dazwischen hatte man süsse Kartoffeln gepflanzt, die nach Windenart den Boden überziehen und die Angeln verdecken. Es wäre kaum möglich, dort langsam zu gehen, ge-

schweige denn zu rennen, ohne sich zu verletzen. Wie scharf diese Spitzen sind, kann man daraus ersehen, dass sie durch die Stiefelsohle hindurch deutlich zu fühlen sind und bei heftigem Auftreten das Seitenleder sicher zerschnitten würde.»

In der ersten Februarwoche litt Volz derart an Zahnschmerzen, dass er am Arbeiten ausserordentlich gehindert war. Immerhin hatte er in dieser Zeit die drei Eingänge von Loma mit allen Hindernissen genau gemessen und aufgezeichnet, was von einem Teil der Bevölkerung mit grossem Misstrauen beobachtet wurde, indem sie argumentierte, falls Volz mit Soldaten käme, wäre die Stadt infolge seiner Kenntnisse der Befestigungen verloren. Im übrigen hatte sich während dieser Zeit wenig ereignet.

«Eines Morgens bemerkte ich beim Tor, das nach Gatima führt, in dessen unmittelbarer Nähe ich wohne, einen Mann, der einen kleinen eisernen Amboss vor sich hatte und mit dem Hammer darauf schlug, während ein Knabe zwei Blasebälge in Bewegung setzte, ohne aber Feuer zu haben. Der Mann sang und sprach laut und unaufhörlich, und nachdem die Sache etwa eine halbe Stunde gedauert, schoss er noch ein Gewehr ab. Man erklärte mir, es sei ein Mediziner oder Zauberer. Von den Netzen, die in der Nähe des Tores zum Trocknen aufgehängt wurden, waren mehrere gestohlen worden, und die Eigentümerinnen derselben liessen nun durch diesen Zauberer die Diebe beschwören, die Netze zurückzugeben, ansonst sie in kurzer Zeit sterben müssten.»

Volz erkundigte sich in Loma auch nach den Begräbnisplätzen und speziell nach dem Grabe des grossen Häuptlings Baurumeh. «Die Leute haben keine eigentlichen Begräbnisplätze, sondern begraben ihre Toten an beliebiger Stelle, ausser oder innerhalb der Stadt oder zwischen den Toren. Baurumeh aber sei noch gar nicht beerdigt, sondern befinde sich im Hause von Kutubu. Leichen von Häuptlingen werden oft erst sehr lange nach dem Tode beerdigt, weil man ihnen noch guten Einfluss zuschreibt. Baurumeh wird später in seinem eigentlichen Vaterlande, im Gumacountry bei Vahun, beerdigt. Dies wird aber erst der Fall sein, wenn der Krieg hier einmal definitiv beendet ist. Die Leichname werden entweder einbalsamiert, indem man die Leibeshöhle öffnet und mit gewissen Kräu-

tern füllt, oder aber man räuchert die Leiche über dem Feuer. Das vorläufige Grab von Baurumeh befindet sich im Schlafraum von Kutubu. Der Boden wurde ausgehoben, seitlich mit Holz verkleidet, so dass die Erde nicht nachrutschen kann. Hier placierte man die Kiste mit dem Toten und legte rings um dieselbe zahlreiche Gegenstände, die ihm gehörten: Gewehre, Pulver, Speere, Kleider etc. Dann wurde dieses Grab mit Holz zugedeckt und darüber eine Schicht Erde gestreut, so dass man nichts davon sieht, aber mit leichter Mühe zu dem Toten gelangen kann. Auf dem Grab steht Kutubus Bett. Der hohe Baurumeh soll übrigens noch jetzt seiner Stadt grosse Dienste leisten. Als kürzlich der Feind im Anzug gewesen sei, habe er in das Horn gestossen und sich in seinem Sarg heftig herumgewälzt, zum Zeichen, dass man auf der Hut sein solle.

Baurumeh muss übrigens an Cäsarenwahn gelitten haben, einer äusserst unangenehmen Krankheit für die Umgebung. Er pflegte in solchen Anfällen Leute ohne allen Grund zu töten. Als es ihm im Kriege gegen England schlecht ging, liess er z. B. seinen Zorn an seinen Weibern aus, deren Zahl sehr bedeutend war. Er soll dieselben ohne allen Grund eigenhändig mit seinem Schwert erschlagen haben. Vor seiner Flucht aus Vahun ins Innere des Bande- und Belelandes schlachtete er fast alle seine Familienangehörigen, worunter alle Geschwister, ausser der Mutter Kutubus, die sich in eine Farm flüchtete, und schliesslich erschlug er auch seine eigene Mutter, die ihm über sein Betragen Vorwürfe zu machen wagte. In seiner Gesellschaft befanden sich stets sechs junge Mädchen, die allerlei tragen mussten, ein Schwert, einen Stuhl, die Schnupfdose etc. Wenn die Mädchen gross genug waren, verleibte er sie seinen Weibern ein (von Harem kann man nicht sprechen, da die Weiber überall herumgehen können). Als Mendi war er natürlich kein Kannibale; um aber möglichst viele Leute in das von ihm gegründete Loma zu locken, erlaubte er dort den vielen Bele, Menschenfleisch zu essen. Als er starb, war er noch nicht alt. Man behauptet, er sei vergiftet worden. Bei einer Häuptlingsversammlung wurde ihm während der Mahlzeit übel, Schaum trat vor seinen Mund, er tobte wie irrsinnig und starb kurz darauf.